

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 38

Artikel: Auch ein Fähnlein von Aufrechten [Schluss]
Autor: Jegerlehner, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

departement vortreffliche Gutachten geliefert, und oft hatten wir auch Gelegenheit, in mündlichem Verkehr Ihre sehr geschätzten Ratsschläge einzuholen.“ Ebenso ehrend war die offizielle Anerkennung, die Herr Ständerat von Arx als Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Bundesbahnen dem Zurücktretenden zollte: er nannte ihn den berufensten Berater und Mitarbeiter des verstorbenen Herrn Bundesrat Zemp in der Durchführung der Eisenbahnverstaatlichung und in der Leitung des vaterländischen Unternehmens der Bundesbahnen.

Herr Weissenbach zog sich in seinen Heimatanton zurück, wo er im Winter in Narau, im Sommer in seiner Geburtsstadt Bremgarten wohnte. Auch sein Otium hat noch eine

schöne und bedeutsame Frucht gezeitigt. Er vollendete im vergangenen und in diesem Jahre die beiden bei Drell Füssli in Zürich erschienenen Bände: „Das Eisenbahnwesen der Schweiz“, ein für die verkehrspolitische Geschichte unseres Landes geradezu grundlegendes Werk.

Leider sollte es Herrn Weissenbach nicht lange mehr vergönnt sein, an der Seite seiner treuen, verständnisvollen Lebensgefährtin der verdienten Ruhe zu genießen. Ein schweres Leiden, das vor Jahresfrist auftrat, und das man vergeblich durch eine Operation zu heben suchte, führte das Ende dieses reichen Lebens herbei. Im ganzen Vaterland wird der Name Weissenbach dauernd mit Hochachtung genannt werden.

Auch ein Fähnlein von Aufrechten.

Don Johannes Jegerlehner.

(Schluß.)

Als Gerland aufgerufen wurde, trat er vor die Klasse, wuschte mit der Rechten über die kluge weiße Stirne, schlug mit preußischem Korporalschneid die Hacken zusammen, legte ein blaues Heft auf die Bank und sagte, dem Lehrer das Gesicht zuwendend: „Ich habe den Vortragsaufgeschrieben, weil ich keine Zeit hatte, ihn zu lernen. Wir hatten gestern Abend noch Besuch und da —“

„Keine Einleitung — anfangen!“ unterbrach ihn der Lehrer. Da las er mit frischer, klingender Stimme:

„Kameraden! Seit ich in eure Klasse eingetreten bin, habe ich manchen Spässen und Hänseleien herhalten müssen. Das ist erklärlich und natürlich. Ein Reichsdeutscher mitten in eine Gesellschaft von Schweizer Jungen hineingesetzt, die schon ganz durchdrungen sind von dem Gedanken der Unübertrefflichkeit ihres Vaterlandes, der vielbesungenen freien Schweiz, wo kein Schutzmann mit langem Schnaubbart, mit noch längerem Säbel und blinkendem Helm an jeder Ecke steht, der muß ja zu wichtigen politischen und schließlich auch mehr oder weniger persönlichen Auseinandersetzungen Anlaß geben. Hatte der eine über den deutschen Geheimrat und den wirklichen Geheimrat zu räsonieren, so hielt der andere gelehrte Vorträge über das Thema: der deutsche Soldat, ein Parade- und Drillsoldat, als ob er in den tiefsten Grund des deutschen Heerwesens eingedrungen wäre. Oder wie ein anderer eines Tages sagte, der deutsche Offizier mache vor der Front nur den Gagel, oder wie das blöde Wort heißt, und das sagte er mir, der ich von einem deutschen Offizier ins Licht dieser Welt gehoben worden bin, der ich 16 Jahre in einer der größten Garnisonen des deutschen Reiches verlebt habe, wo fast jeder zweite Mensch ein Soldat ist. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, kam ich aber schon an. Ich wolle ihn doch nicht belehren, meinte er herablassend. Später stellte es sich heraus, daß er überhaupt noch nie einen deutschen Soldaten gesehen hatte.

Solche Angriffe parierte ich mit der einzigen Waffe, mit der man etwas dagegen ausrichten kann, mit stoischem Gleichmut und mit ausgeprägter Friedensliebe. Damit kam ich auch so weit, daß der eine, der mich zuerst einen dummen Löl nannte, jetzt „mein kleiner Bruder“ zu mir sagt.

Das mußte ich vorausschicken, um zu zeigen, daß es auch für mich gar nicht so leicht war, stets die rechten Worte zu finden, da ich mich doch immer gegen eine Uebermacht verteidigen mußte.

Wenn ich in die tiefste Tiefe meiner Jugendzeit hinabsteige, so kann ich mich erinnern, daß wir oft, sehr oft, vom Kriege sprachen. Wir wußten zwar noch nicht, was wir uns unter Krieg vorstellen sollten, aber Krieg war uns halt Krieg. Da wurde mit Kugeln geschossen und mit Säbeln gehauen, natürlich auf die Franzosen, das waren ja unsere Feinde. Daß aber gerade so gut irgend ein anderes Volk unser Feind sein könnte und was überhaupt

ein Feind ist, darüber ließen wir uns keine grauen Haare wachsen. Trotzdem fürchteten wir uns vor dem Krieg, und es blieb uns immer nur eine Hoffnung, die Schweiz! Da gibt es einfach keinen Krieg, da gibt es keine Soldaten, die sich gegenseitig tot schießen, da gibt es überhaupt nichts als Frieden. Da muß es schön sein. Als ich dann älter wurde, fragte ich mich oft, warum gibt es eigentlich doch Soldaten in der schönen Schweiz? Doch eine Antwort konnte mir niemand geben. Als ich noch älter wurde und in der Schule lernte von einem Wiener Kongreß, wo auf einer langen Papierrolle aufgeschrieben steht, daß die Schweiz ein neutrales Land sei, daß niemand mit kriegerischen Absichten das Land betreten dürfe, daß aber auch die Schweiz sich in keinen Streit mit andern Völkern verwickeln dürfe, da wußte ich gar nicht mehr aus und ein. Die Schweizer haben Soldaten, Kanonen und Gewehre und dürfen sie nicht gebrauchen? Das schien mir doch sehr merkwürdig, und dieser Gedanke hat mir viel zu schaffen gemacht. Ich bin nie recht aus diesem Wirrwar von Völkerverträgen, Neutralitätserklärungen und Soldaten herausgekommen, und diese Unsicherheit verleitete mich zu dem verhängnisvollen Wort: „was nützen euch die guten Gewehre, wenn ihr sie nicht gebrauchen dürft!“

Aber noch etwas muß ich erwähnen, und das ist die Hauptsache. Schon oft habe ich meine Kameraden sagen hören: „O, sie hätten uns am liebsten schon eingesteckt.“ Kürzlich verglich einer die Schweiz mit dem schönsten Mädchen der Welt. Das war ja eben kein schlechter Vergleich. Die andern Ländern der Erde, sagte er, sind die Freier. Alle streiten sich um das schöne Kind, und jeder möchte es gerne haben. Nach meiner Ansicht ist etwas Wahres daran; denn ich habe bei uns von Bürgersleuten mehrfach sagen hören, daß in dem nächsten Krieg die Schweiz aufgeteilt werde. Die Geschichte lehrt uns doppelt und dreifach, daß Verträge gemacht wurden, um nicht gehalten zu werden. So wird die Schweiz gut tun, auf der Hut zu sein und das Pulver trocken zu halten. Das lehrt uns auch der Balkankrieg.“

Als er geendet hatte, nahm er seinen Platz wieder ein. Die weiße Stirn war ihm heiß geworden. Seine Wangen glühten, und der Wirbel seines glatt gekämmten Haares kräuselte sich in die Höhe.

„Gerber!“ rief der Lehrer.

Der kleine rundliche Mann wackelte mit dem Kopf und trat ebenfalls vor die Klasse. In seinem Rock baumelte eine schwere Nadelkette. In einem Mundwinkel klebten noch einige Körnchen von dem in der Pause verzehrten Zuckerbrote. Er legte ein armdickes Buch auf die Tischplatte und entfaltete einen schneeweißen Foliobogen.

„Ich habe — ich kann — ich bin nicht —“

„Anfangen!“

„Ich kann nicht so gut reden und schreiben wie der Gerland. Ich habe im Aufsatz stets —“

„Nicht Ballet tanzen. Beine ruhig! Setz lies, was du geschrieben hast,“ versetzte der Gestrenge und hielt ihn mit seinen Blicken gleichsam an der Hosenschnalle fest. Da richtete er seine Augen auf die große Kinderfibelschrift und las.

„Was nützen euch die guten Soldaten und Gewehre!“ sagte Gerland mit einer verächtlichen Handbewegung. „Was nützt euch denn eure Armee!“ gab ich ihm zur Antwort. „Ja, Deutschland, Deutschland!“ erwiderte mein Schulgenosse und verstummte. — Nach einer kleinen Pause versetzte er, wir seien ja neutral. „Natürlich sind wir neutral,“ entgegnete ich ihm. „Das steht auf einem Papier geschrieben. Doch wenn nun eine Armee auf uns losziehen würde —“

„Den Konjunktiv nach wenn.“

„— auf uns loszöge, könnten wir nicht mit dem Fehlen in der Hand kommen und sagen: Ihr Herren da, ihr dürft uns nicht nehmen, kehrt nur wieder nach Hause. Wir sind neutral, das steht auf dieser Urkunde geschrieben. Wir bedürfen einer Armee, um unsere Neutralität zu schützen und zu wahren. Ich stelle mir unser Ländchen vor als ein Schackammerlein, das ein jeder gern hätte und doch keiner dem ändern gönnen mag. Wie würden da die Schweizer aus allen Ländern in ihre Heimat zurückreifen und das gute Gewehr ergreifen, wenn es heißen würde —“

„Den Konjunktiv!“

„— wenn es heißt — hieße, der Kampf entbrennt, das Schweizerland ist bedroht. Darüber läßt sich die Rede des Bundesrat Schenk vernehmen, die er nach dem Neuenburgerhandel bei einem Festmahle in Bern gehalten hat. Ich will einen Abschnitt aus der Rede lesen.“

„Ja, das Schweizerland ist seinen Kindern lieb, und sie sind ihm treu, seine Kinder, auch fern in allen Ländern. Rühmlich ist diese Treue von den Schweizern in der Fremde besiegelt worden. Sie haben viel getan, und doch war alles, was von ihnen geschehen ist, nur ein Anfang gegenüber dem, was von ihnen geschehen wäre, wenn die Gefahr gewachsen, wenn der Kampf entbrannt, wenn es dazu gekommen wäre, mit Leib und Leben für die Heimat einzustehen zu müssen. „Rufe uns, Vaterland, wenn es sich im Ernst um deine Sicherheit, um deine Freiheit handelt! Wir werden nicht zögern, heimzureisen.“ So schrieben die Schweizer von Konstantinopel, so von Neapel her; so dachten und fühlten sie noch an vielen Orten, die Schweizer. Ehre ihnen für ihre Treue und ein schallend Hoch den Schweizern in der Fremde.“

Ich denke, unser Schulgenosse wird nach diesen Worten überzeugt sein, daß wir eine Armee haben müssen und daß der Heldennut der Schweizer und die guten Gewehre uns etwas nützen werden. Es lebe hoch die Schweizer!“

„Die Schweiz“, verbesserte der Schulmeister. „Hat jemand zu dem Vorgebrachten etwas beizufügen?“ Keiner meldete sich. Der blasse, stets fein gekämmte und träumerisch einwärts blickende Eigenbröddler Kümmerli flüchte mit der Rechten und ließ sie blitzschnell wieder unter dem Tisch verschwinden.

So ergriff der Lehrer wieder das Wort. „Gerland hat durch seinen hübschen, gut gesetzten Vortrag bewiesen,



Schweizerische Militärbilder: Milizen helfen beim Einbringen der Getreideernte. (Phot. Keller, Bern.)

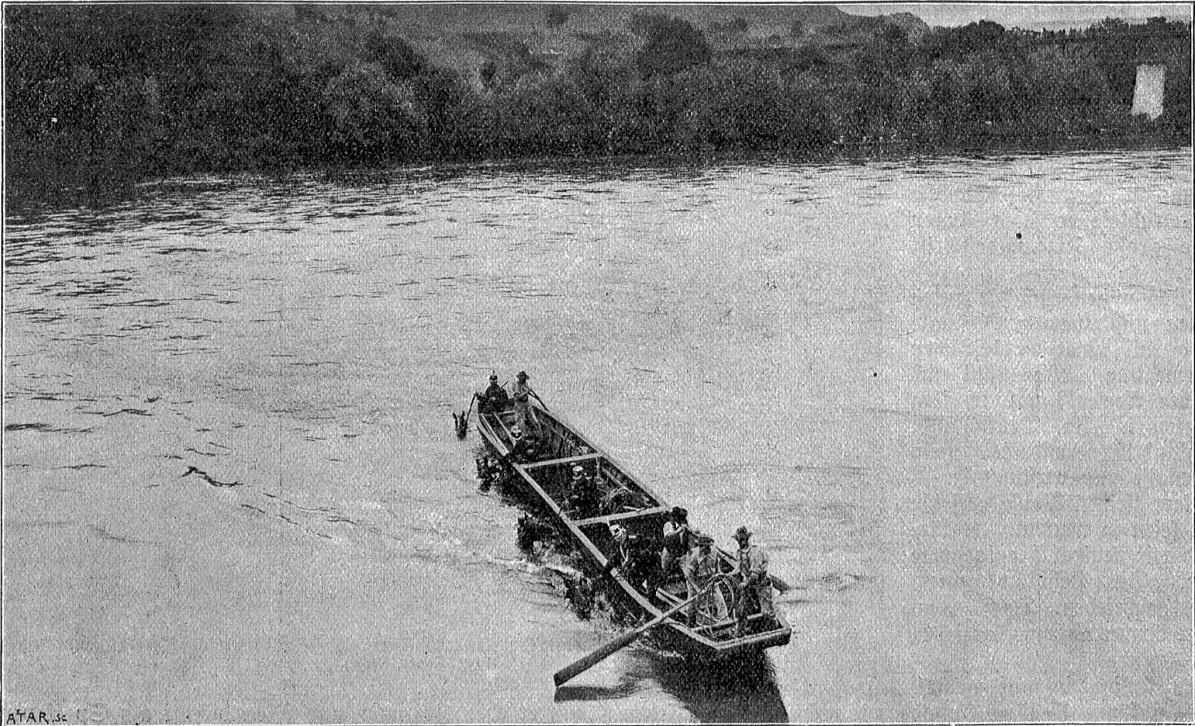
daß er eher Zutrauen und Freundschaft als Spott verdient. Gerber hat sich die Aufgabe leichter gemacht. Als ihm der Atem ausging, zauberte er einen Bundesrat als Anwalt herbei. Hat einer eine Bemerkung oder eine Ergänzung anzubringen?“

Hans Kaspar Steck schaute herum, und die Schüler drehten die Köpfe, um zu sehen, ob einer die Hand emporhalte. Ein einziger räusperte sich und suchte ein paar Worte zugunsten Gerlands anzubringen, nämlich der lange, seine Kameraden um drei Mützen überragende Riesinger. Der Junge hatte mächtige Taten wie ein junger Bernhardiner, und an den Füßen trug er schon die dritte Nummer Männerschuhe.

In der hintersten Reihe warf der schwächliche Huber mit tiefroten Wangen, langen goldenen Wimpern und großen runden Kaninchenaugen ebenfalls die Hand empor. Er rutschte gegen die Mitte der Bank, damit der Lehrer ihn durch die Lücke der andern sehen könne. Riesinger war heute morgen während einer Pause über den kleinen Huber hergefallen und hatte ihm den Haken geschlagen, und nun wollte der Kleine sich an ihm rächen.

„Riesinger ist nur für den Gerland, weil — weil“ — stotterte der Schüchterne, „weil er in der Badanstalt immer das Brötchen mit ihm teilt.“ Nach diesen Worten verlor er hinter dem breiten Rücken seines Vordermannes, und nur zwei große graublau Guckfensterchen und ein gefaltes Scheitel ragten noch über die Tischplatte hinaus.

„So, jetzt wollen wir den Spaß auf der Seite lassen und ein ernstes Wort zusammen reden,“ sagte der Lehrer und beugte sich über die Schulbank. „Es ist da noch vieles schwarz und verworren in euren Brauseköpfen, und keiner weiß genau, welche Rolle unsere Armee im Ernstfalle zu spielen hat. Wenn der offene Kampf zwischen Deutschland und Frankreich ausbricht, so werden gewiß beide Völker bluten müssen. Schließlich aber werden die Pickelhauben den Sieg davontragen, denn seit dem Siebzigerkrieg steht die deutsche Armee an der Spitze der europäischen Heere. Sie hat den großen Feldzug glänzend gewonnen, dank der trefflichen Vorbereitung, der ausgezeichneten Führung und der eisernen Disziplin, die jeden einzelnen vom General hinunter bis zum letzten Tambour und die großen Massen beherrschte. Diese stahlharte Disziplin ist seit dem Krieg dem deutschen Volk in Fleisch und Blut übergegangen.“



Bilder aus der schweizerischen Armee: Überföhen eines Kavallerie-Detachements über die Aare.

Gerland darf mit vollem Recht auf sein Vaterland und auf die strammen deutschen Soldaten stolz sein.

Die schweizerische Armee ist nach ganz andern Grundsätzen aufgebaut. Sie ist eine Militärrmee. Das Soldatentum steckt dem Schweizer nicht nur in den Beinen, sondern auch im Kopf. Schon Napoleon hat gesagt, der Schweizer sei ein geborner Soldat. Jeder wehrhafte Schweizerbürger, gleichviel ob dienstpflchtig oder nicht, übt sich jahraus jahrein in der Schießfertigkeit. Er gehört einer Schützengesellschaft an, mit der er Sonntags im Stand oder im Feld seine Übungen durchschießt. In den Bergtälern kommt es auch vor, daß die Schützen mitten im Winter auf den Brettern in die Berge steigen und bei grimmiger Winterkälte freiwillige Schießübungen abhalten. Im Kriege entscheidet heute nicht mehr ausschließlich die Zahl der Gewehre und die Wucht der Kanonen, sondern in ebenso hohem Maße der Geist, der in der Truppe wohnt. Und da kann auch eine kleine Armee wie die schweizerische einem viel stärkeren Gegner mit Erfolg entgegentreten. Wie äußert sich wohl der gute Geist in der Truppe?"

Gerber: „Wenn der Soldat des Nachts nicht einschläft, wenn er Wachtposten steht.“

Gerland: „Wenn er recht schneidig exerziert.“

„Das nimmt sich recht schön und sauber aus, besonders auf dem harten Kasernenpflaster, wo der Taktschritt rasselt wie der Wirbel auf dem Trommelfell. Mit solchen Soldaten jedoch, die nichts Größeres leisten, sind noch keine Schlachten gewonnen worden, nicht einmal in den Friedensmanövern. An einigen Beispielen aus den letzten Truppenübungen will ich euch zeigen, was soldatischer Geist ist und wie das Vaterland einen großen Platz hat unter unserm zweifarbigen Tuch.

Als eine Batterie im Galopp in Stellung auffuhr, stürzte ein Leutnant mit seinem Gaul und brach das Bein. Er kommandierte am Boden liegend das Geschütz, ließ sich nach Gefechtsabbruch aufs Pferd heben und ritt 20 Kilometer weit ins Quartier.

Wie der Offizier, so der Mann!

Ein Füsilier flog während des Gefechtes im Ueber-eifer kopfvoran über eine Fluh und blieb mit ausgelöster Achsel ohnmächtig liegen, bis seine Kameraden ihn fanden und dem Arzte zuführten. Der Arzt klappte dem Soldaten die Achsel wieder ein, geleitete ihn an ein stilles Bläßchen und ließ ihm eine Stärkung verabreichen. Eine Stunde später marschierte der brave Eidgenosse ins Kantonement zurück und übte mit dem Arm in der Schlinge in Reih und Glied bis zum Ende des Dienstes.

Ein Bataillon marschierte in den ersten Manövretagen, nachdem es in der Morgenfrühe 1½ Stunden geübt hatte, 40 Kilometer weit, die letzten Stunden in beschleunigtem Tempo und ohne Halt. Die Soldaten ächzten wohl, von den Schuhen und von der Last des Sackes und der Waffen gedrückt, die sie erst seit drei Tagen trugen, schluckten den Staub und litten Durst, marschierten jedoch und liefen stramm und frohgemut, ohne einen einzigen Maroden zurückzulassen. Als das Bataillon in dunkler Nacht das Quartier bezog, hätte man die Kecker sehen sollen. Sie johlten und sangen, daß es eine Lust war, ihnen zuzuhören. „Soldatenleben und das heißt lustig sein, hoiolidu—hoiolido.“ Als ein hoher Offizier den ersten besten aus der Truppe fragte, ob er müde sei, versetzte dieser: „Zu Befehl, Herr Oberst. Will sagen, müde bin ich nicht, nur ein wenig öde ist es mir im Magen, von wegen ich habe drum zu viel Steinhauersyrup schlucken müssen.“ Er meinte damit den Straßenstaub.

Nun stellt euch vor, liebe Schüler, was unsere Offiziere und Soldaten, die blauen sowohl wie die grünen, die Muttenstüpfen wie die Gespornten, im Kriege leisten würden, wenn sie in Friedenszeiten solche Opferfreudigkeit und Ausdauer zeigen. Ein solcher Geist reißt eiserne Mauern nieder, hält stand vor zehnfacher Uebermacht und überwindet Berge von Hindernissen.

Angenommen, es breche unter unsern Nachbarn Krieg aus, was wird die schweizerische Armee tun?

Die Grenze besetzen — gut.

Da wir ein neutrales Land sind und eine Neutralitätserklärung besitzen, so werden wir an der Grenze warten,



Bilder aus der schweizerischen Armee: Mitrailleusen in Tätigkeit.

bis eine gegnerische Armee heranmarschiert und uns anrennen will, oder wer hat eine andere Meinung?

Suber: „Wir werden dem Feinde entgegenmarschieren!“

„Das ist nach Schweizerart gesprochen. Jawohl, vom Leder ziehen werden wir, und zwar beizeiten. Die Schweizergrenze deckt sich nicht mit der strategischen Linie. An der Grenze können wir uns nicht überall gut verteidigen. Die strategische Linie, d. h. jene Linie oder Zone, wo Berge, Flüsse, Engpässe die militärischen Operationen begünstigen und unterstützen, liegt entweder in Feindesland oder innerhalb unserer Grenzmarken. Wenn wir also nicht ohne Kampf einen Teil unseres Landes dem Feinde preisgeben wollen, so müssen wir vorrücken, ihn aufreißen und in die Pfanne hauen. Oder was haben die alten Schweizer bei Laupen getan?“

„Angegriffen.“

„Bei Sempach und Murten?“

„Angegriffen.“

„In den Schwabenkriegen?“

„Angegriffen.“

„Also, da haben wir's. Eine gute Armee will sich nicht nur verteidigen, sie will auch angreifen. Und da unsere Armee gut ist und auf die Offensive eingeübt, so darf sie auch angreifen. Und daran soll uns die Neutralitätsakte des Wienerkongresses nicht hindern.“

Riesinger: „Wir hätten den Wisch längst verbrennen sollen.“

„Das Dokument liegt im eidgenössischen Archiv unter einem Stoß verstaubter Akten — so gut als vergraben. Ich glaube, die Mäuse nagen daran, und es wird sie niemand stören. Hundert Jahre sind darüber hingeflossen, und das Papier ist in Vergessenheit geraten.“

Jetzt haben wir uns doch wohl vertiegt und sind auf einer Kuppe angelangt, wo es zu allen Lüften heißt. Der eine oder andere von euch wird denken, wir seien wieder ganz auf der Höhe, wie zur Zeit der Schwabenkriege und der Mailänder Feldzüge, als die Macht der Schweizer einen Herzog, die Tapferkeit ihrer Truppen große Heere

aufzog. Da soll uns einer kommen, poß Himmel—Wetter—Bohnenblut! Fortan fürchten wir nur noch Gott und den Teufel.

Wir wollen wiederum sachte tiefer steigen und zu der Gott und den Menschen wohlgefälligen Bescheidenheit zurückkehren. Ich muß hier auf eine Gefahr hinweisen und zwar auf welche?“

Gempeler: „Daß wir gerne übertreiben.“

Kümmerli: „Wir dürfen keine Chauvinisten werden.“

„Gut bemerkt! Wir wollen bescheiden die Einrichtungen und Vorzüge anderer Länder und Nationen anerkennen und gelten lassen. Die Schönheit des Schweizerlandes und die Kriegsbereitschaft unserer Armee darf uns nicht zu Uebertreibungen verleiten und blind machen gegen andere Länder und Nationen. Es soll jeder seine Heimat an der Fremde messen und froh sein, wenn er findet, zu Hause sei es am schönsten. „Möchte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe,“ heißt es im Fähnlein.“

Der Schweizer lebt gerne im Frieden und begehrt keinen Krieg, weil er weiß, daß der Krieg für den Sieger sowohl, wie für den Unterlegenen unsägliches Elend, grenzenlosen Wirrwarr, ja unter Umständen den völligen Zusammenbruch auf allen Gebieten der Volkswirtschaft herbeiführt. Allein schon auf die bloßen Kriegsgerüchte hin entstehen Störungen und Krisen in Handel und Gewerbe, von denen wir in unserem Ländchen bis dahin nichts oder nur wenig verspürt haben, weil das Volk auf die Stärke und Zuverlässigkeit seiner Armee vertraut. Die Millionen, die unser Heerwesen verschlingt, sind schon aus diesem Grunde wohl angelegtes Gut, das seine reichlichen Zinsen trägt. Höchste Kriegsbereitschaft ist die beste Garantie für den Frieden. Bricht der Krieg dennoch aus, und das Vaterland ruft seine Söhne, um die Grenzmarken zu decken, so treten sie freudig ins Glied, mit trockenem Pulver und blankem Schwert, mannhaft und unverzagt.

Liebe Schüler: In der nächsten Stunde lesen wir die feine Rede, die Gottfried Keller dem jungen strammen Bannerträger der sieben Aufrechten in den Mund legt. Ich wünsche nur, daß diese Stunde recht lang in eurem

Gedächtnis nachleben möge. Erinnert euch später an die Zeiten, wo wir in Scherz und Ernst vom Vaterlande gesprochen haben. An Gelegenheit wird es nie mangeln, im Frieden so gut als im Krieg, zu beweisen, daß ihr nicht nur brave Schweizer, sondern auch treue, wackere Eidgenossen seid."

Zum eidgenössischen Betttag.

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Bittgang fürs Vaterland.

O Ströme, lehrt uns Fleiß und Wahrheit,	Du Freiheit, Adler in den Lüften.	O lehr' uns Gradheit, Stamm im Walde,
O Seen, lehrt unsere Seelen Klarheit.	An Treu, ihr Ahnen in den Gräften,	Genügsamkeit uns, karge Halde.
Ihr Wolken, Hoheit unsere Stirn,	Laßt Glauben uns, ans Vaterland	Lawinen singt uns, wie vereint
Du lehr' uns Stärke, stolzer Sinn.	Und an uns selbst, an Gottes Hand.	Wir wuchtig schlagen unsern Feind.

Auf daß wir in den Schweizergauen
Am Haus der Wohlfahrt weiterbauen.

Stumm sei der Feinde Hohn und Spott,
Mit Quadern baut, wer baut mit Gott.

Gebet.

Der Mensch weiß, wenn der Tag ersteht,
Nicht, wie der Tag zu Ende geht;
Doch laß uns, Gott, nicht zagen.
Und träfen Sturm und Wetter ein,
So laß uns, Gott, gerüstet sein
Und laß den Kampf uns wagen.

Der Mensch weiß, wenn der Tag ersteht,
Nicht, wie der Tag zu Ende geht;
Doch laß uns, Gott, nicht zagen.
Und könnt' es, Herr, nicht anders sei,
Und käme Not und käme Pein,
Laß es uns mannhaft tragen.

Drei Briefe vom Krieg.

Von Hanna Fröhlich.

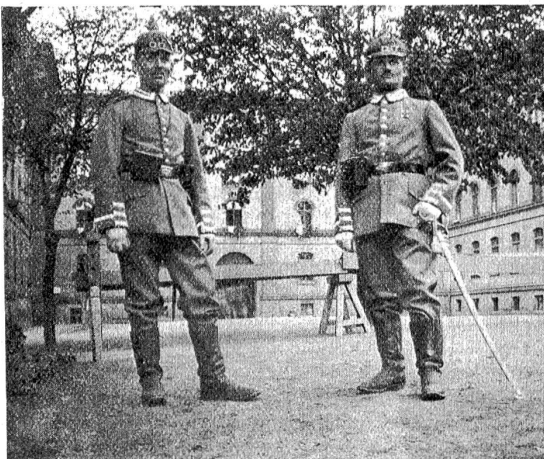
Vor mir liegen drei Privatbriefe, welche jeder für sich ein anderes Bild des Krieges entwerfen und ich will versuchen, dieselben für unsere Leser festzuhalten:

Zuerst der aus unsern Manövern: „... Seid nur getrost und unverzagt, uns geschieht so bald kein Leid. Unsere Verpflegung ist sehr gut und demgemäß auch der Gesundheitszustand, sowie der Humor.

Nicht daß wir leichtsinnig der Zukunft ins Auge blicken — wir sind uns des vollen Ernstes der heutigen Lage voll

könntet! Alles eine einzige Mauer aus Stein und Eisen! O, sie sollen nur kommen, falls es sie gelüstet, einen „Sosenlupf“ zu wagen, sie werden jeden auf seinem Posten finden, wo er hingehört. Wenn es ihnen Freude macht, zirka 90 Prozent der Mannschaft, welche über die Grenze dringt, zu verlieren — dann nur zu! Das ist nicht übertrieben, es dürfte eher mehr sein, wenn's drauf ankäme — aber es kommt nicht so weit! Ihr werdet sehn, noch 1—2 wichtige Schlachten und auch für uns Schweizer lichtet sich der Horizont. — —

Bergangene Woche war es tüchtig heiß, wir haben manchmal beim Emden geholfen, bis der Schweiß in kleinen Bäcklein von der Stirne rann. Aber noch etwas anderes habe ich zum ersten Mal in meinem Leben selbst besorgt — als nämlich die Sendung mit frischer Wäsche von daheim so lange ausblieb, wohl infolge der überbürdeten Feldpost, da habe ich kurz entschlossen selbst gewaschen. Ich kann mir lebhaft denken, wie Ihr bei dieser Stelle meines Briefes zu lachen anfängt — aber Ihr könnt versichert sein, wenn es auch nicht kunstgerecht dabei zugeht, es ist ganz leidlich sauber geworden — es geht alles, wenn man nur will. — — —



Deutsche Militärbilder: Unteroffiziere des Leibgarde-Regiments.

bewußt, bis zum letzten Mann, gleichzeitig aber auch der umsichtigen Leitung, der wir uns erfreuen, sowie unserer tadellos befestigten Grenzen. — Wenn Ihr das sehen

Der zweite Brief ist einige Tage älter und stammt aus dem Badischen. Er bestätigt, was auch die Presse brachte, daß es heiß hergegangen sein muß bei Mülhausen. Und daß die grauenhaftesten Kriegsfadeln — brennende Dörfer — das badische Ländchen weithin erleuchtet haben zum wichtigen Konzert der brüllenden Geschütze.

O, du freundliche „Napoleonsinsel“, wo ich so manche frohe Stunde verlebte im Freundeskreis — wie magst du jetzt ausschauen!